

Florian Mehnert wollte aufrütteln, gegen die Totalüberwachung mit den Mitteln der Kunst protestieren, drei Jahre lang. 2013 verwanzte er den Wald und veröffentlichte, was arglose Spaziergänger in die zwischen Laub und Ästen versteckten Abhörmikrofone sprachen. Die sogenannten Waldprotokolle, publiziert auf seiner Website, erzeugten tatsächlich ein paar Wutausbrüche besorgter Bürger, allerdings erregten sich manche mehr über die Spitzeleien des Künstlers, nicht über die Tatsache der Totalüberwachung selbst. Im Juni 2014 ging Mehnert mit dem Experiment *Menschentracks* an die Öffentlichkeit. Es handelte sich um eine Installation, die aus 42 Videofilmen fremder Smartphones zusammengesetzt war, deren Kameras und Mikrofone Hacker im Dienste des Künstlers ferngesteuert aktiviert hatten. Auch dies ein Versuch, eine Debatte über das Schwinden der Privatsphäre auszulösen, die jedoch mangels Resonanz nicht wirklich zustande kam.

Im März 2015 dann die nächste Aktion: *11 Tage*. Elf Tage lang konnten Websitebesucher eine kleine weiße Ratte im Livestream beobachten und mit einer Paintball-Pistole, die mit einer Webcam verbunden war, verfolgen – eine Art Ego-Shooter- beziehungsweise Drohnen-Szenario, das mit dem Tod der Ratte enden sollte. Mehnert kündigte an, die Paintball-Pistole am elften Tag scharf zu schalten. Ein einzelner, zufällig anwesender Website-Besucher würde dann das Tier mit einem Mausclick erschießen. Der Künstler gab ein paar Interviews zu der Brutalität von Drohnen-Morden, dem eigentlichen Erkenntnisziel des Projekts. Dann explodierte alles in Form eines Shitstorms. Menschen unterzeichneten Petitionen, um die Ratte zu retten. Tierschutzvereine griffen den Künstler an. Hacker attackierten seine Website. Es hagelte Mails und Morddrohungen aus vielen Gegenden der Welt, was Mehnert schließlich dazu veranlasste, sich bei der Polizei zu melden und um Personenschutz zu bitten. Am sechsten Tag dann der Abbruch der Aktion und die für die Tierschutzgemeinde erlösende Nachricht: »Die Ratte lebt und hat die Installation verlassen.«

Auch hier heftete sich die Aufmerksamkeit der Empörten an das falsche Thema. Es ging gar nicht um einen vermeintlich skrupellosen Künstler und ein armes, unschuldiges Tier, sondern um den Ver-

schwarzen Hubschrauber landen und diejenigen mitnehmen, die irgendwie auffällig geworden sind. Vielleicht ist die Geschichte zu groß und zu abstrakt für das Fassungsvermögen des Menschen. Wer etwas bewirken will, muss vereinfachen. Nur wie?

Seit dem Urknall der Snowden-Veröffentlichungen im Sommer 2013 werden die Instrumente eines gigantischen Kontroll- und Spähapparats sichtbar, an dessen Existenz zuvor nur ein paar Nerds geglaubt haben. Deutlich geworden ist, dass Regierungschefs abgehört wurden, europäische Botschaften, das Berliner Regierungsviertel, das Handy der Kanzlerin, vermutlich Teile der deutschen Wirtschaft und Millionen von Bürgern. Natürlich blieb all dies nicht folgenlos. Immerhin hat man in Deutschland die Enthüllungen intensiv debattiert. Und es gab Demonstrationen, Petitionen, Wutausbrüche von Schriftstellern, Aktionen von Künstlern, Bestseller und Filme. Und es gab und gibt den NSA-Untersuchungsausschuss, der tatsächlich Ergebnisse produziert und zeigt, wie eng NSA und BND kooperiert haben. Auch lässt sich ein weltweit zunehmendes Interesse an Verschlüsselungstechnologien beobachten, selbst bei Netzgiganten wie Google, Facebook und Apple, die um das Vertrauen von Kunden schon aus Marketinggründen werben müssen.

Und doch zündet der Jahrhundert-skandal nicht wirklich. Die kollektive Empörung des Publikums, die dem Ganzen erst die gesellschaftsverändernde Resonanz verleihen könnte, bleibt aus. Es existiert keine erfolgreiche NGO oder Partei, die mit dem Thema punkten könnte. Und wer weiß schon, auch nach all den Jahren, wofür Prism steht oder aber Tempora, Dishfire und XKeyscore? Etwa 300 verschiedene Überwachungs- und Spähprogramme sind bislang bekannt geworden, deren Namen niemand auswendig weiß. Auf eine endlose Zahl von Seiten ist der Wikipedia-Artikel zur Überwachungsaffäre angewachsen, gespickt mit informationstechnischem Spezialvokabular. Man kann einen Skandal auch in Details ertränken. Ermüdung durch Präzision.

Als Folge der spürbaren Überforderung und Ignoranz des Publikums hat eine mitunter verzweifelt wirkende Suche nach Strategien und Rezepten begonnen. Netzaktivisten wie Friedemann Karig halten Vorträge mit dem Titel *Überwachung macht impotent*. Oder sie wählen starke Metaphern wie die Rede vom »unsichtbaren Gift der Überwachung« – eine Formulierung des Grünen-Politikers Konstantin von Notz. Andere hingegen, wie der Künstler Trevor Paglen, zeigen in Ausstellungen und Präsentationen investigativ entstandene Aufnahmen von Geheimdienst-Standorten und NSA-Unterwasserkabeln, denen eine bizarre, seltsam unheimliche Schönheit eigen ist. Es ist ein Versuch der Gegenspionage, der Überwachung von unten (*sous-veillance*), die die Kamera als Waffe im Kampf um Sichtbarkeit benutzt. Wieder andere bringen die Schicksale der Whistleblower oder des WikiLeaks-Gründers Julian Assange auf die Bühne und lassen das Theaterpublikum mit eigenen Aktionen, gehackten Handys und der kribbelnden Drohung einer öffentlichen Blamage die Leichtigkeit des technischen Ausgeforschtwerdens spüren – nach dem Motto: Gleich werden wir alle sehen, auf welcher Pornoseite Sie gestern vorbeigeschaut haben!

Und natürlich gibt es den fulminanten Dokumentarfilm *Citizen Four* und die schwache Nachbereitung des Snowden-Schicksals in Oliver Stones aktuellem Kinofilm, der das moderne Heldenepos noch mal ein bisschen bunter nacherzählt, leicht fiktionalisiert. Auch die Satiriker haben sich längst zugeschaltet. Der bis dato spektakulärste Fall: John Oliver besuchte Edward Snowden in seinem russischen Exil und drängte ihn in einem höchst aufschlussreichen Interview, zukünftig nicht mehr über rätselhafte Spähprogramme, sondern über die Sammlung von Nacktfotos und Penis-Bildern durch die Geheimdienste zu sprechen. Er erfand ein »Dick Pic«-Programm, ein Penis-Bilder-Programm, spielte Videos ein, die wütende Reaktionen des Publikums zeigen – auch dies eine Intervention mit dem Ziel, dem Geschehen endlich Anschaulichkeit zu verleihen. Vielleicht lässt sich, so Olivers Botschaft, auf



»Asymmetric Love«: Addie Wagenknecht hat einen Leuchter aus Kameras gebaut

Alles vergeben, alles egal?

Als sich herausstellte, dass die Geheimdienste die Bürger umfangreich überwachen, war die Empörung nicht riesig, aber groß. Jetzt ist sie verpufft. Ein Essay über die Gesetze der Erregung **VON BERNHARD PÖRKSEN**

dem Umweg über Penisfotos und eine ziemlich riskante Kapitulation vor der Logik der Knalleffekte der Rohstoff der Publikumsempörung neu schürfen.

Deutlich wird, dass sich der Überwachungsskandal auch als ein anthropologisch frustrierendes Großexperiment in Sachen Erregungsfähigkeit begreifen lässt. Die Sache ist wichtig, das schon. Aber sie dringt kaum in Richtung des breiten Publikums durch. »Wir haben keine süßen, toten Robbenbabys«, sagt der Netzaktivist Markus Beckedahl, der seit Jahren über die NSA-Affäre schreibt. »Die Enthüllungen sind lebensfern.« Der *Spiegel*-Journalist Marcel Rosenbach, gemeinsam mit Holger Stark Autor des Buches *Der NSA-Komplex*, stimmt ihm zu: »Der Überwachung fehlt die sinnliche Erfahrbarkeit. Wir können sie nicht riechen, schmecken, sehen und hören.« Auch gibt es keine eigene Ikonografie, die von den Schrecken des Ausgespähtwerdens erzählt. Denn was bekommt man zu sehen? Geheimdienstgebäude, harmlos blinkende Server, flimmernde Chat-Protokolle, scheußliche Powerpoint-Charts der NSA und Skizzen der Überwachungsarchitektur, die allesamt sofort ermüden.

Die Warnung vor dem Terror ist hingegen äußerst bildmächtig, brutal und konkret: einstürzende Türme, blutverschmierte Opfer, die Enthauptungsvideos des »Islamischen Staates«. In der Berichterstattung über den Überwachungsskandal hat sich in den letzten Jahren keine emotional berührende Bildsprache entwickelt. Es gibt keine starken Symbolfotos, wie sie selbst die Berichterstattung über den Klimawandel mit Bildern von verdorrtem Land oder einsam auf einer Eisscholle umhertreibenden Eisbären hervorgebracht hat. Kurzum: Es fehlt der starke visuelle Reiz. Empörung und kollektives Engagement brauchen jedoch notwendig das Bild, ja, das greifbare Geschehen, Opfer und Täter, die in der eigenen Wahrnehmungswelt sichtbare Wirkung und die persönlich erlebbare Handlungsmöglichkeit.

Als in den 1980er Jahren Tausende Menschen gegen die Volkszählung demonstrierten, musste man damit rechnen, dass ein Mensch vor der Tür steht, um nach der Größe der Wohnung und der Zahl ihrer Bewohner zu fragen. Als wütende Bürger im Januar 1990 die Stasi-Zentrale in Berlin stürmten, da waren die Opferschicksale jedem unmittelbar gegenwärtig. Als die Proteste gegen Google Street View eskalierten, führen zumindest Google-Autos mit Kameras auf dem Dach im Land herum. »Die Totalüberwachung hingegen bleibt abstrakt«, so Constanze Kurz, Sprecherin des Chaos Computer Clubs. »Wir sehen uns nicht im digitalen Raum. Jeden, der sich an den Tisch dazusetzt, um einfach mal zuzuhören, würden wir vertreiben.« Gut möglich ist indes, dass derjenige, der sich an den Tisch drängt und sich offen als Spion zu erkennen gibt, nie auftaucht und allein in Gestalt des Whistleblowers gelegentlich aus der Sphäre des Unsichtbaren tritt. Und es scheint eben gut denkbar, dass es auf Dauer keine Bilder geben wird, die aufrütteln, erschrecken, emotionalisieren.

Die Gesellschaft räte also gut daran, den Überwachungsskandal als existenziell entscheidenden Testfall ihres Vorstellungsvermögens zu begreifen. Dieses Vorstellungsvermögen muss elastischer werden und sich für die Bedrohung eines unsichtbaren Schreckens öffnen. Dafür braucht es die Skandaldidaktiker aus der Welt der Kunst, die Datendichter und informationstechnisch gebildeten Poeten aus der Literatur, die Technikerklärer und die klassischen Journalisten, die gemeinsam Übersetzungs- und Konkretisierungshilfe leisten, um das Abstrakte anschaulich werden lassen. Auf das Umweltbewusstsein der vergangenen Jahrzehnte muss das Überwachungsbewusstsein folgen. Das ist die Überlebensfrage einer freien Gesellschaft, die sich irgendwann nicht mehr nur flüsternd verständigen will.

Bernhard Pörksen, 47, ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Zuletzt veröffentlichte er gemeinsam mit Friedemann Schulz von Thun das Buch »Kommunikation als Lebenskunst« im Carl-Auer-Verlag

2016 Bayerischer Buchpreis

Ehrenpreis

BR DIE ZEIT

such, die Stimmung aus Gleichgültigkeit, Resignation und Ohnmacht im Angesicht der Überwachung und der achselzuckend akzeptierten Drohnenmorde zu durchbrechen. Vielleicht fehlt dem Überwachungsskandal also einfach die Ratte, das sofort verständliche, emotionalisierende Bild des Opfers. Vielleicht sind die mutmaßlichen Terroristen, die von Drohnen erst beobachtet und dann umgebracht werden, schlicht noch zu weit weg. Vielleicht ist es ein Problem, dass in den Städten Europas keine

ANZEIGE

www.fischer-taschen.de

Große Geschichten – große Geschichte!
Die wichtigsten Sachbücher des Herbstes

Gestern, Heute, Übermorgen

»Gilmore Girls«, »Atlanta«, »Black Mirror« und »Good Girls Revolt«:
Vier Serien, über die man in diesem Winter spricht (oder sprechen sollte)

Gestörte Idyllen

Was macht ihn so traurig? Ein junger Schwarzer fährt im Nachtbus durch die Stadt, sein Kleinkind auf dem Schoß, die Nachtbus-Melancholie im Gesicht. Earn heißt er, ein kindlicher Mann, der immer kurze Hosen trägt und einen kleinen Rucksack, als müsse er gleich noch in die Schule. Der 33-jährige Schauspieler und Komiker Donald Glover spielt ihn und hat sich die Serie *Atlanta* ausgedacht. Ein Comedy-Format, die Episoden sind nur 20 Minuten lang, aber von einer Düsternis, wie Komik sie nur gerade eben noch zulässt. Earn hat das Studium in Princeton hingeworfen und kehrt zurück in die Heimat, nach Atlanta, in eine der Gegenden, die man sonst aus wackeligen Internetvideos kennt, die wieder einen Fall von Polizeigewalt dokumentieren. Nicht Innenstadthighetto, nicht ländliches Idyll, sondern der Limbus dazwischen, der sich von den weißen Vororten nur in Details unterscheidet. Etwas mehr Unrat auf den Veranden.



Donald Glover (L.) und Brian Tyree Henry (M.) in den Straßen von Atlanta

Die Eltern haben Earn aus dem Haus geworfen, weil er das Klo nicht gespült hat, seine Ex-Freundin will ihn auch nicht in der Wohnung. So wendet er sich an seinen Cousin Alfred (Brian Tyree Henry), einen Drogendealer, dessen Rap-Karriere gerade beginnt. Earn wird sein Manager. Was sonst so passiert, lässt sich schwer wiedergeben. Erzählt wird in Splintern, Anekdoten, manchmal märchenhaft und surreal. Als Autor und Darsteller ist Glover mit den Fernsehserien *30 Rock* und *Community* berühmt geworden, er kennt sich in der TV-Geschichte so gut aus

wie im Großraum Atlanta, wo er aufwuchs. »*Twin Peaks* mit Rappern« hat er seine Serie einmal genannt. Noch passender ist ein anderer Vergleich: *Atlanta* will eine *show about nothing* sein, wie jede Comedy seit *Seinfeld*.

Eine Folge heißt *Die Jacke*. Die Grundidee könnten sich 1993 tatsächlich Jerry Seinfeld und Larry David ausgedacht haben: Earn hat seine Lieblingsjacke verloren und sucht sie, im Stripclub, beim Über-Fahrer. Als er sie findet, passiert aber, was in *Seinfeld* nie passiert wäre: Zwischen dem Veranda-Unrat springen Polizisten hervor und schießen Löcher in die Jacke (und in den Über-Fahrer, der sie gerade trägt). Das Ding war auch gar nicht Earns Lieblingsjacke, das hat er nur so gesagt. Er musste sie finden, weil in der Tasche noch der Schlüssel zum Selfstorage-Container steckte, in dem er gerade wohnt. Die Melancholie – man ahnt nun, woher sie kommt. Da will jemand nur sein Leben erzählen, das aus dem üblichen Nichts besteht, aus Lieblingsjackensuchen und Neurosen, so wie es die weißen Comedy-Kindmänner in New York seit Jahren machen. Aber dann kommt ein Dealer dazwischen, die Polizei erschießt deine Freunde, du wirst obdachlos. Glovers Blick sagt: Das Leben selbst ist doch absurd genug, warum muss das auch noch passieren? Er wollte eine Serie über gar nichts schreiben. Es ist eine Serie geworden über alles, was gerade wichtig ist.

LARS WEISBROD

»Atlanta« beim Pay-TV-Sender Fox

Nostalgie reicht nicht

Vielleicht kommt es darauf an, wann man die beiden kennengelernt hat. Ob die Wiederaufnahme der Kultserie über die *Gilmore Girls* Lorelai und Rory für den Zuschauer funktioniert, ist weniger eine Frage des Geschmacks als eine der Generationszugehörigkeit. Klassischerweise war, wen es in den frühen 2000er Jahren wöchentlich mit Chipstüte und Eisbecher vor den Fernseher zog, damals selbst noch ein Girl. Also jemand, der bereits auf ein paar Jahre *Bravo*-Lektüre zurückblickte, die Backstreet Boys noch nicht ganz überwinden konnte und keinen festen Freund hatte. Die *Gilmore Girls* waren in dieser Lebensphase so etwas wie das Feierabendbier strebsamer Mädchen, die es sich nach dem Büffeln fürs Abi gemeinsam gemütlich machten. Die Serie wirkte für sie wie ein Spiegel: Es gab kindliche, pubertäre Anteile (die Fast-Food-Sucht der Protagonistinnen), Anklänge von Erwachsensein (Leistungsdruck bei Rorys College-Bewerbung) und das tiefe Gefühl, trotz erster Verliebtheiten am Ende doch niemand anderen auf der Welt zu brauchen als die Person, die neben einem auf dem Sofa saß, nämlich: die beste Freundin. Dass die besten Freundinnen auf dem Fernsehschirm gar keine Freundinnen, sondern Mutter und Tochter waren, tat dabei wenig zur Sache. Man merkte es kaum, schließlich waren die *Gilmores* ein und dasselbe: Beide hießen Lorelai (Rory war nur ein Spitzname, um sie auseinanderzuhalten), und sie taten den ganzen Tag das Gleiche: gutaussehend durch

ihre Heimatstadt Stars Hollow, ein kleines Nest in Connecticut mit skurrilen Dorfbewohnern, laufen, immer mit dem Ziel, einen Kaffee im Diner zu trinken, um sich dort gegenseitig mit maschinengewehrartiger Geschwindigkeit zuzuquatschen. Männer kamen, Männer gingen, was blieb, waren die *Girls* und ihre muntere Symbiose.



Beste Freundinnen: Lorelai (links) und ihre Tochter Rory in ihrer Heimatstadt Stars Hollow

Nun sind einige Jahre vergangen und – nichts hat sich verändert. Zwar arbeitet Rory jetzt als Journalistin oft in London, während Lorelai noch immer ihr Hotel in der Kleinstadt betreibt und mit Luke (Besitzer von nähmlichem Diner) zusammenwohnt. Trotzdem hängen die *Gilmore-Frauen* noch ständig zusammen, den Coffee to go wie festgewachsen in der Hand.

Natürlich ist es ein Konzept, bei einer Neuauflage nur auf Nostalgie zu setzen. Mehr als eine Episode lang trägt sie jedoch nicht. Denn die Zeit, die das Leben der Zuschauer verändert hat, verhindert den alten Wiedererkennungseffekt. Lorelais Gequatsche wirkt nun nicht mehr angenehm vertraut, sondern nervig. Während Rory, die Tochter, schon immer die Vernünftiger war, scheint Lorelai seltsam stagniert. Als hätte sie ihre eigene Pubertät mit ihrer Tochter noch einmal in vollen Zügen gelebt und dann den Absprung nicht geschafft. Dabei zuzusehen ist unangenehm. In etwa so, wie sich heute noch einmal ein Backstreet-Boys-Poster aufhängen zu müssen.

NINA PAUER

»Gilmore Girls« auf Netflix

Lächelnde Menschenhüllen

Futuristisch, gesellschaftskritisch und immer wieder verdammt ungemütlich sind die rund einstündigen, in sich geschlossenen Geschichten dieser britischen Sci-Fi-Drama-Serie. Im Hier und Jetzt oder in einer nahen Zukunft angesiedelt, nehmen sich die sechs Episoden der dritten Staffel von *Black Mirror* der Ängste unseres digitalen Zeitalters an und spielen in zugespitzter Weise gesellschaftliche und moralische Fragestellungen durch. So greift die Serie scharfsinnig Social-Media-Zwänge und Befürchtungen permanenter Überwachung und Fremdenkung auf. Es geht um die Gefahren von virtuellen Realitäten, um die Angst, mit Cam-Aufnahmen erpresst zu werden, oder um den ewigen Zwang, auf Social-Media-Kanälen Zustimmung zu generieren. Jede Folge ist einem anderem Genre zuzuordnen. Geht die tragische Romanze *San Junipero* der Frage nach Liebe im Cyberkosmos nach, atmet *Playtest* Horror-Flair und erweist sich *Hated in the Nation* als futuristischer Politthriller.



Lacie (Bryce Dallas Howard) auf Punktefang in der Episode »Nosedive«

In der Folge *Nosedive* begibt sich die von Bryce Dallas Howard gespielte Lacie auf Punktefang. In ihrer Welt sind Freundeslisten und Likes wortwörtlich zur wichtigsten Währung avanciert. Jederzeit ist ersichtlich, welche Punktzahl die Mitmenschen gerade haben. Andauernd ertönen die Klänge der Bewertungsapplikation, die mit einem Wisch entscheidet, ob man gesellschaftlich auf- oder absteigt, Vergünstigungen erhält

oder als Loser ausgeschlossen wird. Wer auf der allgegenwärtigen »Fünferskala« unter vier Punkte fällt, kommt für einige Kundenprogramme nicht mehr infrage, unter drei ist man für den Arbeitgeber nicht mehr haltbar und mit noch geringerem Zustimmungswert wird man als assozialer Bodensatz betrachtet. Die andauernden Bewertungen, die Ratschläge von Punkte-Coaches und der immense Druck, sich zu profilieren, bringen angepasste und dauernd lächelnde Menschenhüllen hervor. Individualität und kritisches Hinterfragen haben hier keinen Platz mehr. In den zumeist doppelbödigen Geschichten lassen sich die Augen täuschen und die Wahrnehmungen von Illusionen beherrschen. Nichts ist so, wie es anfänglich zu sein scheint. Doch egal, ob in einem Virtual-Reality-Game, den Missionen einer Soldateneinheit oder in einer *Second Life*-Variante, die spannenden Storys lassen die Tücken des technischen Fortschritts und der Manipulierbarkeit unseres Denkens offenbar werden. Die Gedanken sind hier nicht mehr frei, sondern werden von jemandem im Hintergrund gelenkt und archiviert. Die einsamen, technologiezentrierten Welten, in die *Black Mirror* entführt, sind immer mit Abgründen versehen. Hinter jedem glitzernden Abbild versteckt sich ein düsteres Geheimnis.

ULF LEPELMEIER

»Black Mirror« auf Netflix

Streik der Arbeitsbienen

Merkwürdig, dass wir gar nicht genug kriegen können vom Stoff der späten sechziger Jahre. Einer Zeit, deren Ungerechtigkeiten wir heute für himmelschreiend, deren Revolutionen wir für sexy halten. Verdrängen wir in der Illusion, damals habe sich alles zum Besseren verändert, das Gefühl, heute wende sich vieles wieder zum Schlechteren? Oder erinnern wir uns so gern, wie weit wir im Kampf um Gleichberechtigung gekommen sind, damit uns nicht die Puste ausgeht? Ist ja längst nicht alles geschafft, und tatsächlich muss in nächster Zeit wieder vermehrt mit Rückschlägen gerechnet werden. Da verkriechen wir uns lieber mit den zehn Folgen der Amazon-Serie *Good Girls Revolt*, einer feministischen Revision des Büro-Plots von *Mad Men*: Die Reporterinnen eines Wochenmagazins verbünden sich, um einen Arbeitsrechtsprozess anzustrengen. Denn unter den Texten, für die sie recherchieren, stehen am Ende immer nur die Namen ihrer Kollegen: Nur Männer gelten als Edelfedern, Frauen dürfen nicht schreiben. Das war immer so, das ist Stil des Hauses, bescheidet man ihnen, als sie aufbegehren.



Cindy (Erin Darke) und ihre Kolleginnen ziehen für ihre Gleichberechtigung vor Gericht

Die Serie basiert auf den gleichnamigen Memoiren von Lynn Povich, einer von 46 Journalistinnen, die 1970 ihre Arbeitgeber des New Yorker *Newsweek*-Magazins wegen Diskriminierung verklagten. Die fikionalisierte Version zeigt, wie den Frauen erst allmählich bewusst wird, dass sie handeln müssen,

wenn auch jede ihre eigenen Vorbehalte hegt. Und sei es nur die höfliche Scheu davor, sich gegen die eigenen Kollegen zu stellen.

Denn die meisten Männer bei der fiktiven *News of the Week* sind durchaus keine Gegner, sondern Freunde, Liebhaber, Förderer, bewunderte Kollegen. Mit der Hilfe der Frauen schreiben sie Geschichten über die Bürgerrechtsbewegung oder den wilden Streik der Postangestellten und lassen sich den Wind der Veränderung um die Nase wehen. Auf bezeichnende Weise sind sie dennoch blind für die Ungerechtigkeiten, die ihr Leben so viel leichter und interessanter machen als das ihrer Kolleginnen – genau wie eine der Heldinnen sich scharf von einer schwarzen Kollegin darüber aufklären lassen muss, dass das Aufbegehren für die weißen Mädchen doch deutlich einfacher ist als für schwarze Frauen.

Durch *Good Girls Revolt* wird einem bewusst, dass es immer wieder gute Gründe gegeben hat, den Status quo für den besten aller möglichen Zustände zu halten. Damals wie heute, denn die Schwerkraft des Bestehenden ist ja leider kein historisches Phänomen. Und so wirkt die zentrale Frage, der sich die Frauen bei *News of the Week* stellen müssen, topaktuell: Birgt es mehr Risiken für ein glückliches Leben, alles so zu lassen, wie es ist, oder ist es gefährlicher, Veränderungen zu erzwingen?

MARIE SCHMIDT

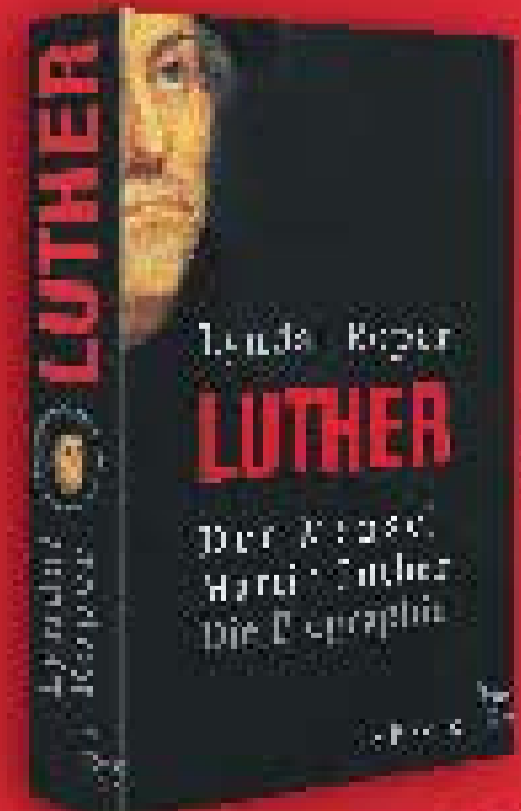
»Good Girls Revolt« auf Amazon Prime



Die große Geschichte Roms für unsere Zeit, ungemein packend, unterhaltsam und gelehrt.



Über 300 Jahre, Zerrissen und Zerrissen zwischen Genuß und Wahrheit – Die Opern der Romanows.



Das Standardwerk für die kommenden Jahre. Der Spiegel

Der ganze Luther. Der Mensch, dessen Wut und Glaube, Kraft und Zweifel die Welt für immer verändertes.

S. FISCHER